

DEBATTE

„Man liest ja so einiges über Sie“

Wie ich die Frauenfeindlichkeit der Piratenpartei kennenlernte

Von Annett Meiritz

Am Tag, als ich im Internet zur Prostituierten gemacht wurde, feierte die deutsche Industrie neue Exportzuwächse, demonstrierten Griechen in Athen gegen den Besuch von Angela Merkel, und Fotos der frisch gekürten „Sexiest Woman Alive“ Mila Kunis gingen um die Welt. Am 8. Oktober 2012 hatte ich für die Nachrichtenlage allerdings keinen Kopf. Stattdessen hing ich am Telefon, um mir vom Hausjuristen erklären zu lassen, wo Tratsch aufhört und Verleumdung beginnt.

Der Grund war ein Dialog zweier Piraten im Kurznachrichtendienst Twitter:

Sag mal @piratsimon hat Dich @annmeiritz jetzt auch geblockt? – Keine Ahnung. Solange mich nicht Journalisten blockieren, sondern nur Prostituierte ist mir das egal cc @annmeiritz ... Menschen prostituieren sich nicht nur für Geld.

Meinen Twitternamen hatten die beiden Piraten in ihre Konversation integriert, sie wollten sichergehen, dass auch ich ihre Einträge lese. Sie wollten mir zeigen, dass sie das Gerücht nun endlich öffentlich gemacht haben.

Ich bin Journalistin bei SPIEGEL ONLINE, seit einem Jahr berichte ich im Berliner Büro über die Piratenpartei. Vergangenen Sommer hörte ich zum ersten Mal von dem Gemunkel, ich würde mir mit Körper einsatz Informationen aus der Partei verschaffen. Der damalige Sprecher der Piratenpartei schrieb in einer Mail, es sei sicherlich nicht leicht, „derartige Gerüchte, auch über die eigene Person“, zu ertragen. Später, bei einem Kaffee, eröffnete er mir zu meiner Überraschung, ich hätte eine Affäre mit einem prominenten Piraten. Das schreibe man sich auf internen Mailing-Listen hin und her. Manch einer vermute sogar Affären mit zwei Piraten. Aber so viel Zeit hätte ich als Journalistin ja nun auch nicht, oder? Er lachte. Ich lachte mit.

Der Pirat, mit dem ich ein Verhältnis unterhalten haben soll, ist einer meiner Informanten, einer von vielen in einer Partei, deren Strömungen und Untergruppen sich über Nacht gründen, formieren und wieder zerlegen. „An der Basis gibt es das Gerücht, wir hätten was miteinander“, schrieb er einmal. Ich fragte zurück, wer diesen Schwachsinn verbreite. „Mitglieder.“ Dann vergaß ich die Sache wieder.

Doch das Gerücht verschwand nicht. Schrieb ich einen Artikel, erschienen Minuten später die ersten Kommentare auf Twitter. „Das ging ja fix“, bemerkte ein Koblenzer Pirat. „Ob

da wer auf der Bettkante souffliert hat?“ Sein Tweet wurde mehrfach favorisiert oder retweetet, unter anderem vom Chef der Jungen Piraten. „Nehmt euch ein Zimmer, ihr beiden“, twitterte ein anderer. Auch in Foren finden sich Spuren des Getuschels.

Das Gerücht blieb nicht im Netz, irgendwann sickerte es in meinen Arbeitsalltag. Kollegen wurden über die angebliche Liaison ausgefragt. „Man liest ja so einiges über Sie“, dieser Satz rutschte einem Vorstandsmitglied der Piraten im Gespräch heraus. Ein Spitzenkandidat für die Bundestagswahl fragte mich nach einem gemeinsamen Fernsehauftritt, ob ich wegen meiner „Nähe“ zur Partei schon mal Probleme bekommen habe.



Redakteurin Meiritz

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Das Gerücht blieb nicht im Netz, irgendwann sickerte es in meinen Arbeitsalltag.

Sexismus im politischen Betrieb ist keine Erfindung der Piraten. Die frühere SPIEGEL-Journalistin Ursula Kossler schreibt in ihrem Buch „Hammelsprünge“ über das politische Bonn in den achtziger und neunziger Jahren, das einem testosterongetränkten Exklusivclub zu gleichen schien, in dem manche Hintergründigkeiten komplett frauenfrei und Anzüglichkeiten an der Tagesordnung waren. Kossler schildert den Fall einer Journalistin, die ein Päckchen eines Abgeordneten in ihrem Postfach fand. Darin ein Dildo. „Auf gute Zusammenarbeit“, stand auf der Begleitkarte.

Lange dachte ich, dass der Politikbetrieb, wie wir ihn heute in Berlin kennen, nichts mehr mit der Bonner Machowelt zu tun hat. Haben wir nicht eine Bundeskanzlerin? Beschreiben nicht Korrespondentinnen die Euro-Krise? Kümern sie sich nicht längst um die sogenannten harten Themen, die einst als Domäne der Männer gal-

ten? Sitzen sie nicht in der ersten Reihe, wenn Merkel im Regierungsflieger auf Auslandsreisen geht?

Nun aber frage ich mich: Hat sich wirklich so viel geändert?

Gerade die Piraten halten sich ja für besonders progressiv: „Die Piratenpartei steht für eine zeitgemäße Geschlechter- und Familienpolitik“, heißt es in ihrem Grundsatztprogramm. Und weiter: „Diskriminierung aufgrund des Geschlechts ist Unrecht.“ Sie fordern einen geschlechtsneutralen Staat, keine Behörde soll mehr nach Mann oder Frau unterscheiden. Für diese Post-Gender-Vision haben die Piraten einen eigenen Begriff erfunden: Eichhörnchen. Eichhörnchen, das können Frauen, Männer, Transsexuelle, Transvestiten, Schwule, Lesben, Asexuelle sein. Wir sind alle gleich, das ist die Bot-



MARK KEPPLER / DAPD

Parteitag der Piraten im November 2012 in Bochum

schaft. Manche Piraten verweiblichen aus Protest gegen Sexismus ihren Vornamen.

Ich habe eine andere Partei kennengelernt. Auf Parteitag habe ich häufig mit Piraten zu tun, die Frauen im Gespräch nicht in die Augen schauen können. Die wenigen Piratinnen sprechen von einem frauenfeindlichen Klima, solange man sie nicht namentlich zitiert. Keiner weiß, wie viele Frauen es wirklich zu den Piraten zieht, da die Partei das Geschlecht ihrer Neuzugänge nicht erhebt. Die wenigen jedenfalls, die da sind, werden selten auf wichtige Posten gewählt – wie ein Blick auf die Kandidatenlisten für den Bundestag zeigt.

In gewisser Weise ist die Frauenfeindlichkeit der Piraten feiger als der offene Chauvinismus der alten Bonner Zirkel. Denn kein Pirat würde mir ins Gesicht sagen, er halte mich für eine Schlampe. Als ich einen der Verleumder mal persönlich konfrontierte, stotterte er irgendwas von „missverstanden“ und stahl sich davon.

Deal with it, ist man geneigt zu sagen, Politik ist nun mal eher Wrestling als Softball. Und natürlich renne ich nicht bei jedem dummen Spruch zur Antidiskriminierungsstelle. Der Punkt ist, dass für weibliche Berichterstatter noch immer andere Regeln gelten als für männliche und dass diese Ungleichbehandlung meine Arbeit behindert. Denn auch wenn die Redaktionen der Republik und die Spitzengremien der Parteien Schritt für Schritt weiblicher werden, ist der politische Apparat doch überwiegend männlich besetzt. Und das kriegen Frauen zu spüren, auch bei der Arbeit mit anderen Parteien.

Dort gibt es ebenfalls unbehagliche Situationen. Schön ist es nicht, wenn mich ein amtierender Bundesminister zur Begrüßung extrafest an die Taille packt. Oder wenn, wie es eine Volontärin erlebte, ein Spitzenpolitiker nach einem Arbeitsessen „Ich vermisse deine Nähe“ simst. Es fühlt sich nicht gut an, wenn mir ein Europaparlamentarier im Vorbeigehen eine Visitenkarte in die Hand drückt, sein Gesicht nah heranschiebt und murmelt: „Sie können sich immer melden. Egal, worum es geht.“ Passiert alles, noch immer, ist nicht vorbei.

Lässt mich das jetzt in brodelnder Entrüstung zurück? Nein, eine irritierte Sekunde später geht's weiter, zumal die meisten Kontakte professionell und höflich sind. Ich stehe drüber, weil ich bislang weder in Ausbildung noch im privaten Umfeld Nachteile wegen meines Geschlechts erfahren habe. Mein Jahr mit den Piraten aber hat mich gelehrt, was blanke Sexismus bedeutet. Während meiner Berichterstattung wurde ich nur deshalb zur Prostituierten gestempelt, weil ich meiner Arbeit nachging.

Das ist es, was mich aufregt. Ich kenne viele männliche Journalisten, für die es selbstverständlich ist, sich mit einem

Politiker zum Abendessen zu treffen. Bei den Piraten reicht es schon, wenn man sich in einem Café mit einem Informanten trifft, um eine Affäre angedichtet zu bekommen. Ich habe keine Lust, darüber nachzudenken, ob ich bei einem Gespräch mit einem Politiker lächle oder nicht, weil das als Flirtversuch missverstanden werden könnte. Oder darüber, ob ich besser im Hosenanzug als im Etuikleid zum Interview erscheinen soll. Grübeln männliche Journalisten darüber nach, wie oft sie lächeln, wenn sie – sagen wir – mit Ursula von der Leyen reden? Oder machen sie sich darüber Gedanken, ob sie zum Sexobjekt werden, wenn sie auf dem Parteitag ein besonders elegantes Sakko tragen? Nein? Prima! Genau das möchte ich auch.

Sexismus gehört immer noch zum politischen Betrieb, bei den Profi-Parteien schwingt er mit, bei den Piraten springt er einem ins Gesicht. „Tittenbonus“ nannte der Berliner Pirat Gerwald Claus-Brunner die Frauenquote, sein Fraktionskollege Alexander Morlang bezeichnete eine ehemalige Partnerin als „Ex-Fickse“. Das alles wird noch befeuert durch die Öffentlichkeit des Internets, in der Beschimpfungen vor einem großen Publikum ausgebreitet werden. Natürlich, die Kommunikation der Piraten kann ich nicht verändern, schon gar nicht den Klatsch auf Parteitag. Aber ich kann die Pöbler wegklicken, und ich kann die Gerichte als das bezeichnen, was sie sind: Lügen. Nach dem Prostituierten-Tweet äußerten führende Piraten ihren Abscheu, andere distanzieren sich öffentlich oder im Gespräch. Das ist eine nette Geste, löst aber nicht das Problem, dass zwischen ausgerufenen Gleichberechtigung und gelebter Gleichbehandlung Welten liegen.

Das muss sich ändern, und zwar in der gesamten Berliner Politikszene. Kontakte sind elementar für unseren Job, für Politiker und Journalisten gleichermaßen. Deshalb stellen wir Frauen uns abends mit an die Hotelbar, setzen uns an den Tisch voller Krawattenträger, lachen über derbe Witze oder reißen selbst welche (manchmal die besseren). Das ist gut so. Niemand wünscht sich ein aseptisches Arbeitsklima, wo jeder harmlose Flirt gleich zur sexuellen Belästigung deklariert wird und Scherze nur politisch korrekt sein dürfen. Aber die Regeln, die für Männer selbstverständlich sind, müssen endlich auch für uns Frauen gelten. Dazu gehört, dass geschicktes Netzwerken als das betrachtet wird, was es ist: Kontaktpflege.

Vielleicht klappt's ja schon auf dem nächsten Parteitag. Vielleicht geht der mal ohne Getuschel und Geraune ab. Vielleicht können wir da einfach unseren Job machen. Das wäre ein Anfang. ◆